



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Der dritte Stand im alten Rom.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Der dritte Stand im alten Rom.

Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms in der Zeit von August bis zum Ausgang der Antonine. Von Ludwig Friedländer. Zweite vermehrte Auflage. 1. Theil. Leipzig, S. Hirzel. 1865.

Indem wir uns im Hinblick auf Autor und Publikum aufrichtig freuen, daß die obengenannte Schrift in verhältnißmäßig so kurzer Zeit eine zweite Auflage erlebte, bemerken wir, daß dieselbe in der That eine wesentlich vermehrte ist, und daß der Verfasser sorgfältig die bezüglichlichen Ergebnisse eigener Studien sowie die seit Erscheinen der ersten Auflage zu Tage geförderten neuen Funde der rasch fortschreitenden archäologischen Wissenschaft außer ihm berücksichtigt hat. Dies gilt namentlich von dem Capitel über die drei Stände im kaiserlichen Rom, in welchem der Abschnitt über den dritten Stand völlig umgearbeitet und dabei sehr beträchtlich erweitert worden ist, und von der anmuthigen kleinen Abhandlung über das Märchen von Amor und Psyche, welches vorzüglich durch Berücksichtigung der hahnschen Sammlung neugriechischer Märchen gewonnen hat. Mit Erlaubniß des Verfassers geben wir im Folgenden einige Auszüge aus der ersterwähnten der beiden Partien des Buches.

In der ungeheuren Mehrzahl der Bevölkerung Roms, die man dem senatorischen hohen und dem niedern Adel der Ritter gegenüber als den dritten Stand bezeichnen kann, überwog das Proletariat bei weitem. Dagegen war die Zahl der zu diesem Stand gehörigen Handwerker und Kleinhändler verhältnißmäßig gering. Doch fehlte es unter dieser Schicht der Bewohner Roms keineswegs an wohlhabenden Leuten, und zwar fanden sich solche besonders unter solchen, die nach dem Grundsatz „non olet“ arbeiteten, d. h. für schmutzig, wenigstens für nicht recht anständig geltende, aber einträgliche Geschäfte, Latrinenreinigung z. B., Leichenbesorgungen, Badereien, Versteigerungen u. d. betrieben. Namentlich das letztere Gewerbe war sehr rentabel, was sich der Verfasser durch den ungewöhnlich schnellen Wechsel des Besizes in Rom erklärt. Arruntius Quaesfius, ein Auctionator, der nach Caligulas Ermordung eine Rolle spielte, war nach Josephus einer der Reichsten im damaligen Rom und sehr einflußreich. Martial ferner rath, einen Knaben, der fortkommen wolle,

Grenzboten II. 1865.

nur ja nicht studiren zu lassen; vielmehr solle er sich auf die Cither oder Flöte legen, oder, wenn er einen harten Kopf habe, Baumeister oder Auctionator werden.

Auch gelehrte Berufsarten wurden, sofern sie nicht den Sklaven überlassen blieben, fast ausschließlich von Personen aus dem dritten Stande erwählt. Welche Lebensstellung sie gewährten, weiß man ziemlich genau. Ueber den Lehrerstand haben wir früher das Nöthigste mitgetheilt. Dagegen wird ein Bericht über Advocaten und Aerzte sowie über einige andere hierher gehörige Berufsarten mancherlei Neues von Interesse bringen.

War die Kunst der Rede schon im Hörsaal bisweilen ein reichliche Zinsen tragender Besitz, so ließ sie sich vor den Schranken der Gerichtshöfe noch vortheilhafter verwerthen, und so geschah es nicht selten, daß der als Lehrer thätige Rhetor sich gelegentlich oder für immer in einen Sachwalter verwandelte. Dies war auch ohne gründliche Kenntniß von Recht und Gesetz leicht zu bewerkstelligen; denn zu Anklagen und Vertheidigungen bedurfte es in erster Linie der Beredsamkeit und erst in zweiter juristischer Bildung. Nach jener strebten daher selbst solche Gerichtsredner, die sich möglichst allseitig für ihren Beruf ausbilden wollten, ganz hauptsächlich. Die große Mehrzahl des Standes, die Handwerksadvocaten, besaß nichts als Redefertigkeit und mußte sich, des Rechtes durchaus unkundig, bei Processen von juristischen Beiständen, sogenannten Pragmatikern, berathen lassen.

Die Advocatur war der gewöhnlichste Weg, den damals Leute des dritten Standes einschlugen, wenn sie sich zu Ansehen und Besitz emporarbeiten wollten. Sie war der einzige bürgerliche Beruf, in dem Niedriggeborne sich durch Talent und Glück zum ersten Stande aufzuschwingen vermochten, wie denn Marcellus Cyprius und Vibius Crispus auf dieser Laufbahn zum Consulat, zur Freundschaft der Kaiser und großer Macht emporstiegen. Andere berühmte Gerichtsredner waren wenigstens von der vornehmen Welt umworben und ihre Namen in aller Munde. Wieder andere gelangten zwar nicht zu Rang und Stand, wohl aber zu bedeutendem Vermögen, und es war dies eine sehr anständige Art sich zu bereichern. Natürlich gab es aber neben diesen gesuchten und hochhonorirten Anwälten eine Menge kleiner Winkeladvocaten, die man für vier Reden mit einem Goldstück abfand, und die, da hiervon noch der Pragmatiker bezahlt werden mußte, nicht einmal ihre Wohnungsmiethe verdienten. Häufig wendete man marktstreuerische Mittel an, um sich einen Namen und Kunden zu verschaffen, erschien mit einem großen Bündel Schriften, in reicher Kleidung, mit vielen Sklaven und Klienten vor Gericht, ließ bei der Verhandlung kostbare Ringe, die geliehen waren, an den Fingern blitzen, miethte Leute zum Bravorufen und Klatschen u. s. w. Doch waren solche Manöver nicht bei allen erfolgreich, viele machten Bankerott oder mußten ihr Fortkommen

in fernen Provinzen suchen. Da oft Advocaten ihre Beredsamkeit an jeden Zahlenden verkauften und jede, auch die ungerechteste Sache vertheidigten, wenn sie nur einbrachte, so galten vielen die Gerichtsredner insgesammt für ein „käufliches Geschlecht“, und da dieselben bei ihren Plaidoyers nicht nur die Gegenpartei, sondern auch einander selbst mit Schimpfreden zu bedienen pflegten, so geschah es, daß die Gegner des Berufs die Beredsamkeit der Anwälte eine „hündische“ schalteten.

Der ärztliche Beruf wurde bis in die späteste Zeit vielfach von Freigelassenen und Sklaven ausgeübt. Die freien Aerzte waren zum größten Theil Ausländer, Griechen und Orientalen, besonders Aegypter. Römer befaßten sich mit der Medicin sehr selten, schon weil die Patienten zu Fremden mehr Zutrauen hatten. Indes gab es auch gesuchte römische Aerzte, namentlich unter den Hofärzten der ersten Kaiserzeit. Vettius Valens, Leibmedicus des Kaisers Claudius, gehörte sogar dem Ritterstand an, zu welchem Kollegen von ihm vielleicht öfter aufrückten, wie z. B. der Freigelassene Antonius Musa, der August durch eine kühne Kaltwasserkur rettete, nachdem er schon aufgegeben worden war. Da man im Alterthum weder von einer Prüfung noch von einer Verantwortlichkeit der Aerzte wußte, so drängten sich zur Ausübung der medicinischen Kunst, die im Fall des Gelingens gute Honorare abwarf, auch viele Unberufene. Schuster, Schmiede, Zimmerleute, Färber gaben ihr Handwerk auf und machten den Pfluscher, und zu Galens Zeit gab es in Rom eine gute Anzahl solcher Herren, die nicht einmal fertig lesen konnten. Der Zudrang steigerte sich, als Thessalus, ein vom Weberlehreburschen plötzlich zum Arzt gewordener Grieche, der unter Nero der gesuchteste Heilkünstler Roms war, die tröstliche Erklärung abgab, daß ein halbes Jahr Studium zur Erwerbung der nöthigen medicinischen Kenntnisse ausreiche.

Ziemlich häufig werden Specialärzte erwähnt. Es gab solche, die sich nur mit der Pflege der Zähne beschäftigten, Gehör- und Augenärzte, Aerzte weiblichen Geschlechts für Frauenkrankheiten, Aerzte für Brüche, Fisteln, und Kehlkopfleidern.

Die Einnahmen solcher Heilkünstler, die in der vornehmen Welt Roms ihre Praxis hatten, waren sehr hoch. Plinius erwähnt zweimal ein Honorar von 200,000 Sesterzen (14,500 Thlr.), das für den Fall des Gelingens einer Kur im Voraus festgesetzt wurde. Galen erhielt von dem Consularen Voethus für die Herstellung seiner Gemahlin 400 Goldstücke, die in unserem Gelde einer Summe von 2,900 Thln. entsprechen. Stertinius erwarb durch seine Stadtpraxis jährlich 600,000, Grinas aus Massilien hinterließ zehn Millionen Sesterzen, nachdem er die Mauern seiner Vaterstadt und andere Mauern für eine kaum geringere Summe hatte erbauen lassen.

Die ärztliche Charlatanerie wurde in allen Formen geübt. Die Heilkünstler

ertheilten ihren Rath, verabreichten ihre Mittel und nahmen selbst Operationen vor in Buden und Läden, die nach der Straße zu offen waren, und die unwissendsten waren am meisten darauf bedacht, ihre Lokale mit elfenbeinernen Pillen- und Salbenbüchsen, silbernen Schröpfköpfen und Messern mit vergoldetem Griff auszustaffiren. Epictet sagt, in Rom sei es bereits dahin gekommen, daß die Aerzte die Patienten zum Eintreten bei sich einluden. Auch der Verkauf von Medicamenten, welche die Aerzte zum großen Theil selbst bereiteten, war eine gute Einnahmequelle, besonders da man meinte, daß die theuersten Arzneien die wirksamsten seien. Viele Aerzte beschäftigten sich mit der Composition von kosmetischen Mitteln, andern sagte man nach, daß sie Zauberkünste und Giftmischerei betrieben, sehr viele bemühten sich eifrig mit der Bereitung von Gegengiften, die von einer großen Anzahl Leuten als Präservative regelmäßig gebraucht wurden.

Von selbst versteht sich, daß ein Stand, zu dem jeder leicht Zutritt fand, und dessen Mitglieder starken Versuchungen ausgesetzt waren, viele unlautere Elemente enthielt. Außer der Giftmischerei warf der Volksmund den Aerzten besonders oft Ehebruch vor. Ferner galten sie für habgüchig, streitliebend, neidisch auf den Erfolg von Collegen, für grob, hochmüthig und andererseits Vornehmen gegenüber sklavenhaft unterthänig.

Sehr häufig kamen neue Heilmethoden auf. Die Kaltwasserkur spielte in Rom wiederholt eine Rolle. Asklepiades aus Bithynien, der in der letzten Zeit der Republik zuerst als Lehrer der Beredsamkeit, dann aber, da seine Einnahmen aus dieser Erwerbsquelle ihn nicht befriedigten, als Mediciner auftrat, curirte seine Kranken hauptsächlich dadurch, daß er ihnen eine zweckmäßige Diät vorschrieb. Sein Glück machte er aber vorzüglich durch Unbequemung an die Launen der Patienten und durch unerhörte Charlatanskünste, indem er Kräuter zu kennen vorgab, durch die man Seen und Flüsse austrocknen, alles Verschllossene öffnen, Heere in die Flucht jagen und sich alle Dinge im Ueberfluß verschaffen könne. Ueberhaupt stand die Magie mit der Medicin in vielfältigem Zusammenhang: sie wurde von den Aerzten keineswegs immer in betrügerischer Absicht, sondern oft auch in gutem Glauben angewendet. Selbst Galen war von dem unermesslichen medicinischen Aberglauben der damaligen Zeit nicht ganz frei. Und sogar die, welche alle Zaubermittel verwarfen, wagten nur selten den Werth astrologischer Berechnungen in Abrede zu stellen, die besonders in Aegypten der Therapie zu Grunde gelegt wurden und vielen Nicht-ärzten für unentbehrlich galten.

Auch die Astrologie war eine einträgliche Kunst und zwar nicht erlaubt, aber geduldet, soweit sie nicht auf die Person des Kaisers oder auf Staatsangelegenheiten angewandt wurde. Astrologen, vorzugsweise Griechen und Orientalen, gingen am Hofe wie in den Palästen der Aristokratie als Vertraute

aus und ein und waren bei den wichtigsten und gefährlichsten Unternehmungen Anstifter und Rathgeber. Dem Astrologen Thrasyllus, der bis zum Tode Tibers der unzertrennliche Begleiter des Kaisers blieb, legte man am Hofe einen unbedingten Einfluß auf den sonst so verschlossenen Monarchen bei. Vespasian bewilligte dem ephessischen Astrologen Barbissus zu Gefallen der Stadt Ephesus die Einrichtung eines periodischen Festspiels, eine Bevorzugung, die er sonst keiner Stadt zu Theil werden ließ. Auf den Rath desselben berühmten Stern- deuters ließ Nero im Jahre 65 beim Erscheinen eines Kometen mehre Vornehme hinrichten, um so die ihm angeblich drohende Gefahr abzuwenden. Ueberhaupt lag nicht selten das Schicksal fürstlicher Geschlechter in den Händen von Hof- astrologen. Der Unterthan, dem sein Horoskop nach ihrer Aussage den Thron verhiess, hatte in der Regel nur zwischen Verschwörung oder eigenem Untergang die Wahl. So soll der Tod Nervas aus diesem Grunde bereits von Domitian beschloffen und nur durch einen ihm wohlwollenden Sterndeuter abgewendet worden sein, der den Kaiser glauben machte, Nerva habe nur noch wenige Tage zu leben.

Die Astrologie war die eigentlich aristokratische Art der Prophezeiung und verhielt sich in Bezug auf das Ansehen, das sie genoß, zu den populären Arten, dem Wahrsagen aus der Hand, aus Würfeln, Sieben, Schüsseln, aus Käse und aus Feuer, etwa wie in neuester Zeit der Somnambulismus, das Tisch- klopfen und der Psychograph zu der Erforschung der Zukunft aus Karten, Blei- guß und Kaffeefag. Nur ist zu bemerken, daß damals die von den höheren Ständen vorzüglich begünstigte Art der Prophezeiung auch unter Leuten des dritten Standes sehr verbreitet war, und daß es neben jenen vornehmen Pro- pheten auch eine große Anzahl Winkelastrologen gab, die geringerem Volk für ein Billiges dienten. Diese hielten sich besonders am Circus auf und weissagten dem Bauersmann den Ausfall der Ernte, Brautleuten den Tag ihrer Hochzeit, lauernden Erben die Zeit, wo der betreffende reiche Vetter sterben mußte, sagten Bauherrn den rechten Augenblick zur Legung des Grundsteins ihres Hauses, Reisenden den passendsten Moment für den Antritt ihrer Fahrt u. s. w.

Sehr gesucht waren von Leuten des dritten Standes die Subaltern- dienste bei den Magistraten und Priesterschaften, die meist von Freigelassenen versehen wurden, lebenslänglich und besoldet waren und auch durch Kauf er- langt werden konnten. Die niedrigsten Stellen dieser Art waren die der Aus- rufer und Amtsboten, für höher galten die der Victoren, für die einfluß- reichsten und einträglichsten sind die der Schreiber bei den Quästoren und Aedilen anzusehen. Jene geringeren Subalternbeamten betrieben zuweilen neben ihren amtlichen Geschäften ein Handwerk oder einen Kram; diese höheren, deren Posten selbst von Rittern gesucht wurden, scheinen gewöhnlich Männer von freier Geburt gewesen zu sein. Daß sie mit ihrer vieljährigen Geschäfts-

erfahrung auf ihre jährlich wechselnden Vorgesetzten großen Einfluß übten, ist klar; gewiß überließen diese ihnen häufig die Besorgung der Geschäfte sogar ganz, und da sie dann Anordnungen, namentlich in Bezug auf Marktpolizei und Rassenverwaltung, selbständig treffen konnten, so fehlte es ihnen nicht an Gelegenheiten, sich viele zu verpflichten.

Am stärksten drängten sich wohl die jungen Männer aus dem Volke zum Militärdienst. Die Besatzung Roms, zehntausend Prätorianer, zwischen vier- und sechstausend Soldaten der Stadtcohorten, wurde ausschließlich aus Freigebornen, die ebenfalls militärisch organisirte Feuerwehr, etwa siebentausend Mann, die zugleich Nachtwächterdienste versahen, aus Freigelassenen angeworben.

Die Gemeinen der römischen Besatzung standen im Solde und Range über denen der Legionen. Die der Stadtcohorten hatten bei zwanzig Dienstjahren, wie es scheint, einen Sold von einem Denar, die der Garde (Prätorianer) bei sechzehn Dienstjahren zwei Denare täglich. Hierzu kamen aber noch sehr ansehnliche Geschenke bei außerordentlichen Gelegenheiten, besonders Thronbesteigungen, wobei die Garden immer am meisten erhielten: so z. B. an jedem Jahrestage der Thronbesteigung des Claudius je hundert Sesterzen, nachdem sie bereits ein für alle Mal Mann für Mann fünfzehntausend Sesterzen erhalten hatten. Nicht bloß der hohe Sold aber, die Aussicht auf Beförderung zu höhern Posten und die Lust am Waffenhandwerk und Waffenschmuck lockten zum Eintritt in den Militärstand, sondern sicher auch dessen mit der Zeit immer mehr zunehmendes Ansehen. In einem Gedicht aus dem Anfang des zweiten Jahrhunderts wird unter andern Vorzügen jenes Standes besonders betont, daß der Soldat sich ungestraft manchen Uebermuth gegen den Civilisten erlauben durfte. Schlug ein Soldat einen Mann in der Toga, so getraute sich dieser niemals den Schlag zu erwidern, ja er wagte nicht einmal vor Gericht über den etwa ausgeschlagenen Zahn oder das hoffnungslos zugerichtete Auge zu klagen. Denn vor den Militärgerichten, die über die Vergehen von Angehörigen der bewaffneten Macht abzurtheilen hatten, nahm stets die ganze Kohorte gegen den Ankläger Partei, und niemand war kühn genug, für ihn als Zeuge aufzutreten. Es war leichter, einen falschen Zeugen gegen einen Nichtsoldaten, als einen wahren gegen einen Soldaten zu finden.

Wie die Legionen in den Provinzen an trotzigem Uebermuth den Garden in der Hauptstadt nichts nachgaben, mag folgendes, bei Apulejus zu lesendes Beispiel zeigen.

Ein Regionsoldat begegnet in der Provinz Macedonien auf der Landstraße einem Gärtner, der auf einem Esel reitet. Er richtet mit hochmüthiger und dreister Geberde eine Frage auf lateinisch an ihn, die dieser nicht versteht und daher nicht beantwortet. Der Soldat säumt nicht, die seinem Stande gleich-

sam angeborne Unverschämtheit an den Tag zu legen; er schlägt dem Gärtner sofort mit seinem Nebstock den Kopf blutig und wirft ihn von seinem Esel herunter. Der Gärtner entschuldigt sich demüthig. Darauf will ihm jener den Esel gewaltsam entreißen. Der Gärtner legt sich erst aufs Bitten, worauf der Soldat mit brutalen Drohungen antwortet, dann aber wird jener von seinem Verdruß übermannt, packt den frechen Burschen, wirft ihn zu Boden und bearbeitet ihn so lange mit Faustschlägen, bis er sich todt stellt. Dann entreißt er ihm seine Waffen und flieht nach der nächsten Stadt, wo er sich bei einem Freunde versteckt. Der Soldat begiebt sich ebendahin und fordert seine Kameraden zur Rache auf. Diese klagen den Gärtner bei der Behörde an, sich diebischer Weise ein Silbergefäß des Statthalters angeeignet zu haben, er wird entdeckt und ins Gefängniß geworfen, um mit dem Tode zu büßen.

Der Eintritt in die am meisten bevorzugte Garde wurde natürlich am meisten gesucht, war aber auch am schwersten zu erlangen. Vermuthlich wurden hierzu nur die größten und stärksten Leute genommen und keinem der Eintritt erlaubt, der nicht wenigstens 5 Fuß 10 Zoll maß. Die ganze Besatzung Roms wurde anfänglich ausschließlich aus Italienern gebildet. Später ergänzte man sie immer nur aus solchen Provinzen, deren Bewohner in ihrer äußern Erscheinung und ihren Sitten nicht sehr beträchtlich von den Römern abstachen, z. B. aus Spanien, Macedonien und Noicum. Erst Sever führte zum höchsten Aerger seiner Römer die Neuerung ein, die Veteranen aus den Legionen aller Provinzen in die Leibgarde aufrücken zu lassen, wodurch die Hauptstadt mit einer Menge von Kriegsvolk aus allen Gegenden des Reichs, Burschen von wilhem Aussehen, rohen Gewohnheiten und furchtbar klingender Rede gefüllt wurde. Die junge Mannschaft Italiens aber, die sich durch diese Anordnung aus dem bisher vorzugsweise ihr zugänglichen Kriegsdienst in der Stadt verdrängt sah, wandte sich, wie Dio erzählt, jetzt dem Gladiatoren- und Banditenhandwerk zu.

Wer vom Gemeinen auf diente, beschloß gewöhnlich seine militärische Laufbahn mit dem Grade eines Centurio, doch brachten es Einzelne auch bis zum Legionstribun oder zum Präfecten einer Reiterschwadron. Hiermit aber hörte die Beförderung dieser Classe von Militärs auf. Indes konnten Angehörige des dritten Standes auf Grund von Gunst und Empfehlung zuweilen sogleich als Centurionen eintreten, und das war schon eine ansehnliche und deshalb vielbegehrte Stellung. Von hier aus konnte man sich durch Glück, Verdienst oder das Wohlwollen hochgestellter Gönner selbst bis zum Senatorenstande aufschwingen oder doch die Ritterwürde und mit dieser Aussicht auf die hohen Posten erlangen, die dieser Classe offen standen. Beispiele dafür berichtet Friedländer mehre. Justus Catonius, im Jahre 14 Obercenturio in einer pannonischen Legion, starb im Jahre 43 als Militärgouverneur von Rom. Der

spätere Kaiser Pertinax erhielt durch den Consularen Vollius Avitus das Centurionat und stieg, nachdem er sich in einem Feldzug gegen die Parther ausgezeichnet, schnell zu immer bedeutenderen ritterlichen Aemtern in Heer, Flotte und Verwaltung und schließlich zur senatorischen Würde und zum Consulat empor. Auch Bassäus Rufus, der in der Zeit der Antonine niedrig geboren und ohne Erziehung aufgewachsen war, begann seine Laufbahn als Centurio, wurde dann Tribun der römischen Feuerwache und, nachdem er bis zum Tribunat einer Cohorte Garden aufgerückt war, nacheinander kaiserlicher Procurator in Spanien, Noricum, Belgien und Germanien. Hierauf wurde er Chef der kaiserlichen Finanzverwaltung, Getreidepräfect, Vizekönig von Aegypten, endlich Militärgouverneur von Rom und erhielt die consularischen Ehrenzeichen.

Endlich muß in Rom die Zahl derjenigen vom dritten Stande sehr groß gewesen sein, die von sogenannten Clientendiensten entweder ganz und gar oder doch theilweise lebten. Von der ursprünglichen Clientel hatte dieses Verhältniß kaum mehr als den Namen. Jene war ein Pietäts-, dieses ein Miethsverhältniß. Der Client der älteren Republik war ein treuer Anhänger und Vertrauter seines „Patrons“, von diesem berathen und geschützt, der Client der Kaiserzeit dagegen ein bloßer Figurant in dem Troß seines „Herrn“, von diesem karg belohnt und verächtlich behandelt. Der persönliche Antheil des Patrons am Geschick des Clienten hörte schon in der letzten Zeit der Republik allmählig auf, je zahlreicher die Clienten des einzelnen Hauses wurden, desto äußerlicher mußten die Beziehungen zwischen ihnen und dem Patron werden. Mehr und mehr bildete sich die Sitte aus, daß der angesehene Mann sich mit einem Gefolge niederer Leute umgab, dessen Größe sich nach seinem Stande und Vermögen richtete und hierauf wieder zurückschließen ließ, sein Auftreten so glänzend als möglich machte. Da diese Mode mit der Zeit selbst wenig begüterte Geschäftsleute um ihres Credits willen eine Anzahl von Clienten zu halten nöthigte, so wurde der Zudrang zu dieser Stellung bei der Abneigung der Römer vor dem kleinen ehrlichen Erwerb immer stärker und eine große Menge dürftiger Menschen stand für geringen Lohn dem Reichen zur Bildung seines Hofstaats zu Gebote. Die Entschädigung, die ihnen gewährt wurde, war sehr unbedeutend, und wurde durch die zunehmende Concurrenz noch mehr herabgedrückt. Außer dem regelmäßigen Tagelohn — zu Martials Zeit zehn Sesterzen — pflegten den Clienten noch gelegentlich andere Entschädigungen zuzufließen. Dazu gehörten Einladungen an die Tafel des Herrn, wenn dieser sich einmal seines lange vernachlässigten demüthigen „Freundes“ erinnerte und gerade ein Platz leer war. Ferner warf es bisweilen ein Geschenk ab, etwa einen abgetragenen Mantel, eine drei oder vier Mal gewaschene Toga, mitunter wohl auch ein paar Tausend Sesterzen oder ein kleines Landgütchen — letzteres

vermuthlich als Belohnung jahrelanger Dienste. Manchmal gewährte der Patron dem Clienten freie Wohnung. Auch Unterstützungen durch Darlehne, Bürgschaft, Rechtsbeistand und sonstigen Schutz scheinen noch in der Regel erwartet und gewährt worden zu sein. Im Ganzen aber war der Erwerb der Clienten ein sehr spärlicher. Manche wurden fast ganz und gar mit Hoffnungen gespeist, und „kaum zwei oder drei,“ sagt Martial, „hat der Besuch vornehmer Vorzimmer wirklich ernährt, die Menge der Uebrigen ist vor Hunger blaß.“

Der Dienst der Clienten war ziemlich beschwerlich. Er bestand zunächst darin, daß sie ihrem „Herrn“ oder „König“ täglich in der ersten Frühe ihre Aufwartung zu machen hatten, da ein wohlgefülltes Atrium zu den nothwendigsten Erfordernissen eines angesehenen Hauses gehörte. Da aber die Clienten pünktlich da sein mußten und infolge dessen lieber auf Einlaß warteten als zu spät kamen, auch oft sehr weite Wege hatten, so mußten sie gewöhnlich schon vor Tagesanbruch ihre Wanderung antreten und hatten häufig nicht Zeit auszuschlafen. Eine fernere Unbequemlichkeit war, daß der Client vor seinem Patron nicht anders als in der Toga, dem Staats- und Feierkleide, erscheinen durfte, einem heißen schweren Mantel, der seit dem Anfang der Monarchie in Rom immer seltener und bald für die Clienten eine ausgezeichnete Tracht wurde. In dieser vielverwünschten Toga traten sie, wie bemerkt, in der Regel schon vor Sonnenaufgang ihre Wanderungen an. Kein Wetter durfte sie zurückhalten, weder der pfeifende Nordwind, noch selbst Schneefall, der doch sonst einen genügenden Entschuldigungsgrund abgab, wenn man einer Einladung nicht folgte. Dazu kam dann noch der Straßenschmutz, und die ungeheuren Entfernungen, die sich um so mehr geltend machten, als die meisten Clienten täglich zu mehreren Besuchen verpflichtet waren. Denn die Morgenvisite war nur die wichtigste ihrer Obliegenheiten, die Mehrzahl war durch ihren Dienst einen großen Theil des Tages in Anspruch genommen. Sie mußten, wenn ihr Herr öffentlich erschien, seinem Tragsessel oder seiner Sänfte vorausschreiten oder folgen und seine sämtlichen Besuche mitmachen. Ging er aufs Land oder auf Reisen, so hatten sie sich bereit zu halten, einen leeren Platz in seinem Wagen einzunehmen. Laß er seine Gedichte vor, so wirkten sie als Claqueurs. Redete er vor Gericht, so brüllte „der Hause in der Toga“ Bravo. Alles, was er redete oder that, wurde von ihnen, den stets unterthänigsten Dienern, als vortrefflich gepriesen.

Nicht nur von seinem Patron, sondern auch von dessen Bedienten hatte der bedauernswerthe Client die größten Demüthigungen zu ertragen. Häufig ließ man ihn lungernd nach Gelegenheit, seine gehorsamste Frage nach dem Befinden des Gebieters anzubringen, vor der Thür stehen. Hatte er ein dringendes Anliegen, und wollte er nicht unter den gewöhnlichen Vorwänden, der Herr sei nicht zu Hause, lasse sich rasiren, beschäftige sich mit Wichtigerem, z. B.

mit der feierlichen Aufbewahrung des zum ersten Mal abgeschornen Haars eines Lieblingsflaven, so mußten sie ihren sauern Erwerb daran wenden, die Thürsteher zu bestechen. Und war es ihnen endlich gelungen, durch die halbgeöffnete Pforte hineinzuschlüpfen, so hatten sie im Innern des Hauses den Uebermuth des vornehmeren Bedientenvolkes zu überwinden und neue Anstrengungen zu machen, um endlich vorgelassen zu werden. Gewöhnlich ließ sich der Hausherr nur herbei, den Morgengruß des „Hausens“ in vorher bestimmter Reihenfolge entgegenzunehmen, und öffnete nicht einmal den Mund zum Gegengruß. Ja es galt schon für Herablassung, wenn er sich des Namens seines demüthigen „Freundes“ zu erinnern geruhete. Der Client dagegen durfte nicht wagen, ihm anders als mit der größten Ehrerbietung zu begegnen, wenn er nicht in Ungnade fallen und der gehofften Belohnung verlustig gehen wollte.

Noch schmählischer wurde der Client behandelt, wenn er einmal zur Tafel des Patrons gezogen wurde. In vielen Häusern wurde er, wie andere Tischgenossen, namentlich Freigelassene, in jeder Beziehung anders bewirthet, als der Herr und die ihm an Rang gleichstehenden Gäste. Dieser trinkt aus kostbaren Gefäßen, der Client aus einem irdenen Topf. Dem Hausherrn wartet die Blüthe der Jugend Kleinasiens auf, dem geringen Gaste ein Mohr mit knöchernen Fäusten, dem man bei Nacht nicht auf der Landstraße begegnen möchte. Die Sklaven lassen sich vergebens rufen und reichen ihm steinhartes verschimmeltes Brod, während der Herr mit zartem weißen Weizenbrod bedient wird. Dem Herrn wird ein Prachtsfisch mit Riesenspargeln und das feinste Del gereicht, dem Clienten ein gemeiner Lberfisch und Del, das nach der Lampe riecht. Er darf sich nicht unterstehen, dem gnädigen Herrn zuzutrinken, und öffnet er unaufgefordert den Mund zum Reden, so läuft er Gefahr hinausgeworfen zu werden. Dagegen mußte er sich gefallen lassen, als Zielscheibe für die schlechten Witze des Hausherrn und seiner vornehmern Gäste zu dienen.

So in der Zeit Martials und Juvenals. Später erweiterte sich der Abstand zwischen Patron und Clienten noch mehr, und zwar theils infolge des Zudrangs zu diesem Erwerbszweig, theils und vorzüglich durch die seit dem zweiten Jahrhundert zunehmenden Einflüsse orientalischer Anschauungen. Marquardt meint, bei dem sinkenden Einfluß des Adels am Ende des ersten Jahrhunderts sei das Institut der Clientel in Verfall gerathen. Friedländer kann dies nicht einsehen. Er sagt: „Wenn auch die altadeligen Familien immer mehr abnahmen, so traten fortwährend neue an deren Stelle, und ich glaube nicht, daß wir zu der Annahme berechtigt sind, die Zahl der großen, reichen und vornehmen Familien in Rom sei im zweiten und dritten Jahrhundert geringer gewesen als im ersten. Da nun unzweifelhaft Senatoren von jungem oder gar keinem Adel durch Vermögen, Rang und Einfluß ganz dieselben Vortheile gewähren konnten, als altadelige, so konnte es ihnen auch in den späteren

Jahrhunderten ebenso wenig an Klienten fehlen, als es ihnen im ersten daran gefehlt hat."

Immer allgemeiner wurde sklavische Demuth der Geringeren den Höheren gegenüber. Schon bei Epictet kommt es vor, daß römische Große sich von Bittstellern die Hand küssen lassen. Andere neue Züge enthalten die Schilderungen Lucians. Die Klienten müssen es ertragen, wenn sie von den Sklaven des Gebieters Hunde und Schmarotzer gescholten werden. Die Patrone prangen in Purpurgewändern, spreizen die Finger, um ihre Ringe sehen zu lassen und tragen überhaupt einen überladenen Prunk zur Schau. Die ihnen Nahenden müssen zufrieden sein, wenn sie stumm angeblickt und statt von dem Herrn von einem aus dem Gefolge angeredet werden. Besonders hochmüthige Patrone lassen sich sogar Fußfalle thun, „nicht viel anders als es bei den Persern Sitte ist; schon im Herankommen muß man sich bücken und die Seele erniedrigen und ihren Zustand durch eine entsprechende Körperhaltung ausdrücken. Dann muß man ihnen die Brust oder die rechte Hand küssen, wobei man von denen beneidet wird, welche dieser Ehre nicht theilhaftig geworden sind.“ Als Lohn folgte eine klägliche Bewirthung, wobei die Gäste oft gegen ihren Willen genöthigt wurden, sich zu betrinken.

Die Meisten, die sich zu dieser unwürdigen Dienstbarkeit hergaben, waren allerdings von niederem Stande, „Leute mit durchlöchernten Mänteln“, Lumpenvolk also. Allein auch Manche, die aus bessern Verhältnissen herabgekommen waren, fristeten so ihr Leben, und selbst Männer von Bildung konnte Dürftigkeit nöthigen, sich unter den rohen Haufen zu mischen, der in vornehmen Häusern das Klientengewerbe betrieb. Martial und der Verfasser des Lobgedichts auf Piso sind Beispiele. Das Haus des letzteren, wo man keinen Gefallen an plumpen Klienten fand, die nichts verstanden, als dem Herrn voranzugehen und ihm Platz im Volksgedränge zu schaffen, und wo man den gebildeten Freund geringeren Standes nicht hochmüthig verschmähte und mit Füßen trat, wird jedoch zu den Ausnahmen gehört haben.

Zum Schlusse ist daran zu erinnern, daß die Bevölkerung Roms in der Kaiserzeit, vorzüglich infolge der unaufhörlichen Einführung von Sklaven aus allen Provinzen des Reichs, von denen jährlich Hunderte die Freiheit erhielten und in den dritten Stand eintraten, im höchsten Grade aus allen Völkern gemischt war. Dazu kam jene fortwährende Masseneinwanderung von Freien aus den verschiedensten Gegenden, die Rom überfluthete und es im zweiten Jahrhundert zu einer „griechischen Stadt“ machte, obwohl der geringste Theil der griechisch redenden Eindringlinge wirklich aus Hellas stammte, die Mehrzahl vielmehr aus Kleinasien und Syrien hergekommen war.

Gerade die freigelassenen Ausländer waren häufig im Besiz großer Reichtümer, die sie theils im Dienste vornehmer Häuser, wo namentlich Griechen

und Orientalen sich unentbehrlich, beliebt oder gefürchtet zu machen verstanden, theils durch kaufmännische Geschäfte erworben hatten, die vielfach in den Händen dieser rührigen und betriebsamen Söhne des Ostens waren. Der Reichtum des Freigelassenen war schon zu Anfang der Kaiserzeit sprichwörtlich, ebenso aber auch seine Prahlerei, seine Prunksucht und sein widerwärtiger Dünkel. Die Spiegel, vor denen die Töchter dieser Glückspilze sich schmückten, kosteten mehr, als in der alten guten Zeit die Töchter verdienter Männer vom Staat zur Mitgift erhalten hatten. Sie wetten mit der Aristokratie in sybaritischem Luxus, trugen pfundschwere Fingerringe, wechselten während der Mahlzeit fast ein dutzend Mal die Toilette, schwelgten in den edelsten Weinen und den ausgefeiltesten Speisen, während sie ihren Gästen gemeine Kost und gemeinen Kräger vorsehten. Sie, die ehemals die Peitsche gefürchtet hatten, die wohl gar die Spuren früherer Brandmarkung unter Schönpflasterchen verstecken oder von verschwiegenen Ärzten aus der Haut tilgen lassen mußten, blähten sich jetzt in dem Genuß, Bessere ihr Geldprogenbewußtsein empfinden zu lassen.

Indeß neben diesem Hochmuth, den der reichgewordene ehemalige Sklave zur Schau trug, und neben jener hündischen Clientendemuth fehlte es auch nicht ganz an Aeußerungen edlen Selbstgefühls, welches der niedrig geborne, aber tüchtige und seiner Kraft sich bewußte Freie gegenüber dem verkommenen Adel empfand. „Unzüchtige spanische Tänze und Gesänge,“ sagt Juvenal, „passen nicht in ein bescheidenes Haus, sondern in die prächtigen Paläste der Reichen. Würfelspiel und Ehebruch ist für Eeringe schändlich; thun jene dasselbe, so werden sie munter und artig genannt.“ „Im niedrigsten Volke,“ heißt es bei demselben Dichter, „wirfst du Männer von Beredsamkeit finden, welche die Proceffe der unwissenden Adelligen führen; aus dem Volke kommen sie, welche die Knoten des Rechts und die Räthsel der Geseze entwirren; seine Jugend, im Waffenwerf geübt, zieht nach dem Euphrat und zu den Adlern, die über die gebändigten Bataver wachen, während jene, die keinen Vorzug aufzuweisen haben, als ihre unermessliche Ahnenreihe, armlosen Hermenbildern gleichen — in hoher Lebensstellung ist gesunder Sinn selten.“

Wie aber diese kräftigen Elemente aus dem dritten Stande der Bevölkerung Roms fort und fort in die Höhe stiegen, während die schwachen und unfähigen aus den obern allmählig auf den Grund sanken, wie die drei Stände in stetem Wechsel und unaufhörlichen Uebergängen bis zu einem gewissen Grade ihren Inhalt gegen einander austauschten, das kann freilich aus so vereinzeltten Thatfachen und Andeutungen, wie sie für die Schilderung des Verfassers vorlagen, nur in sehr unvollkommner Weise erkannt werden.